

vom Tische, worauf es so ungenirt wie gewöhnlich sich auf den Kopf des Hausherrn setzte.

Auch der Pagan nahm sich heute mehr Freiheit als sonst heraus. Er legte seine großen Füße auf die Knie seines Herrn und sah bittend mit seinen treuen Augen zu ihm auf. Er küßte sich gleichsam als Oath in dem heimathlichen Hause, dem er wider Willen so lange fern bleiben mußte. Heute durfte er in der Stube verweilen, da er doch, wie Naumann erzählte, bei der Ankunft keine unbedeutende Rolle gespielt hatte. Ja noch mehr! Naumann verheißt nicht, dem Pagan den größten Theil des glücklichen Erfolges zuzuschreiben — eine Schmeichelei, die den Herrscher Diow so mit Stolz erfüllte, als sei er selbst der Pagan und der Erleger des wilden Schweins gewesen.

Das Gespräch lenkte sich nun auf des Tierförstlers Reise, auf die telegraphische Ausrüstung Friedrichs und auf den gefundenen eigenen Ausweg — lauter Vorgänge, die den Förster in Verwunderung und Staunen versetzten und von denen selbst Reidau noch keine Ahnung hatte.

„Waren Sie denn jetzt selbst bei Oberförstlers in Bachhausen?“ fragte Klodde in freudigem Bestreben den angehenden Alexiumstörcher.

„Ach? — nein! — ich weiß nicht! — wahrhaftig nicht! — Ich war seit mehreren Tagen nicht dort. Meine Zeit geflattete es nicht.“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ versicherte das Mädchen. — „Ich kenne dieses Vergessen der Gegenwart aus Erfahrung.“

Tand- und Hauswirthschaft.

Fohlenhaltung und Fohlenfalle.

Die fort und fort in Steigen begriffenen Preise für die Felle aller Art haben in der Neuzeit viele Landwirthe unserer Provinz veranlaßt, sich der Fohlen-Anzucht wieder mehr zuzuwenden, als solches früher, in den letzten Jahrzehnten hier der Fall war. Er ist nicht zu bezweifeln, daß man bei gehöriger Sorgfalt und zweckmäßiger Pflege der jungen Thiere auch bei uns manches recht brauchbare Pferd anzüchten und viel Geld, welches heute noch zum großen Theil fremdlandischen Züchtern gegolgt wird, erlangen kann.

Wir haben bereits in dem vorletzten Jahrgange unserer Blätter für Viehzucht und Unterhaltung einige Nachschüsse bezüglich der Pferde-Anzucht ertheilt und wollen nachstehend eine kurzgefaßte Beschreibung der Fohlenfalle und ihrer Einrichtung folgen lassen.

Unstreitig haben zweckmäßig eingerichtete Ställe für die Aufzucht und das gute Gedeihen der jungen Felle einen sehr großen Werth; die klimatischen Verhältnisse unseres Vaterlandes sind durchaus nicht der Art, daß wir — wie der Südwinter — unsere Fohlen die größte Zeit des Jahres Tag und Nacht im Freien auf der Weide lassen können, sondern wir sehen uns gezwungen, dieselben monatelang im Stalle zu halten und sie nur während der Sommermonate am Tage oder im Winter bei günstigen Wetter einige Stunden ins Freie zu führen. Aus diesem Grunde muß daher auch jeder sorgsame Viehzüchter und Fochler auf möglichst gute Stallungen sein Augenmerk richten.

Der Stall für die Fohlen soll vor Allem eine trockene Lage haben; das Grundwasser darf den Boden desselben niemals erreichen, und an allen Orten, wo zu fürchten ist, daß solches hoch steigt, muß vor Beginn des Fohlenbaus für eine zweckmäßige Drainage des Untergrundes gesorgt werden.

Es erscheint in den meisten Fällen rathsam, die Fohlenböden des Stalles etwas höher anzulegen, als die Umgebung desselben, so können dann auch alle Flüssigkeiten — Urine, Schweiß etc. leicht ablaufen und von außen kann das Regen- und Schneewasser nicht in den Stall eindringen.

Für alle Ställe, und so auch für den Fohlenstall, bilden gut gebaute Ziegelnest untreitig das beste Baumaterial; insofern ihrer Porosität sind sie sehr schlechte Wärmeleiter und halten die Ställe im Winter meistens ziemlich warm. Die Fundamente werden am besten von Granit und Porphyre oder auch von Sandstein hergestellt.

Überall soll man beim Bau des Fohlenstalles für hinreichenden Licht- und Luftzutritt, sowie für eine gute Ventilation d. h. Beseitigung von Frisch- und Abführung der verbrauchten, schlechten

Wenn sich mein Papa in das Studium seiner alten Bücher vertieft, so ist er für alles andere unzugänglich — und Sie sind darin grade so wie mein Papa.“

„Aber mein Fräulein, wie kommen Sie denn darauf?“ fragte Reidau.

„O, verstellen Sie sich nur nicht!“ rief Klodde im Gefühle ihrer scharfsinnigen Kombinationen. „Als ob ich nicht wüßte von Ihrem Streben, sich durch Gelehrsamkeit, durch neue Forschungen hervorzuhobeln und zu Ruhm und Ehre zu gelangen? — so wie mein Papa.“

„Ach?“ — „Und ein berühmter, ein reicher Mann zu werden?“ fuhr sie unbeirrt fort.

„Aber Fräulein Bonad! — ich weiß nicht! —“ stotterte Reidau.

„Bescheidenheit ist die erste Tugend des wahren Gelehrten, sagt mein Papa. Sie wollen vor der Zeit nicht darüber sprechen — aber ich weiß, daß Sie arbeiten, unablässig arbeiten an der Lebensgeschichte der — — wie hieß sie doch gleich?“

„Herr Naumann, so helfen Sie mir doch.“

„Aber Naumann antwortete nicht. Im Drange der Gefahr riß er das Gewebe von der Wand und eilte mit dem Rufe: „Ein Raubvogel!“ — ein großer Milan!“ — hinaus auf den Hof, um das harmlose scharre Hühnerwolk durch einen Schuß in die Luft zu erschrecken.“

Luft Sorge tragen. Am besten ist es, die Fenster von mäßiger Größe anfertigen und so anbringen zu lassen, daß sie sich hinter den angeordneten Thieren befinden. — Die Fenster sollten eigentlich nur ein Jagen. Oberlicht geben, da erfahrungsmäßig die jungen Thiere leicht demüthigt werden, wenn das Licht zu tief von der Seite in den Stall fällt.

Die gewöhnlichen Stallböden sind die vortheilhaftesten; Staub und Schmutz müssen von den aufgelaufenen Fohlen und Pferden möglichst fern gehalten werden, und ist dieses in den gewöhnlichen Ställen am besten zu erreichen.

Der Fußboden der Pferdealle — wie auch der anderen Viehhaltungen — wird am besten aus gut gebannten Ziegeln hergestellt, welche jedoch auf der hohen Kante mit Cement eingeseigt werden müssen. — Holzbohlen oder Holzplättchen eignen sich ebenfalls für den Fußboden der Pferdealle recht gut, sind aber bei uns meistens hölzerner als ein solcher von Ziegeln. In der Haltbarkeit stehen die besten Fußböden diesen letzteren meistens etwas nach. — Holzbohlen und Holzplättchen dürfen in neuen Ställen nicht wie mehr zur Verwendung kommen, da das eine, wie das andere Material einen raschen Abfluß des Harns nicht wohl zuläßt. — Die Abflüsse müssen für die Saugung werden am zweckmäßigsten offen angelegt, da sich solche leichter rein halten lassen als die mit Bohlen und Steinplatten bedeckten Ninnen.

In allen Orten, wo die Fohlenfalle stets reichlich mit Stroh versorgt werden können, kommt auf die Art der Pflasterung weniger an als an solchen Plätzen, wo es geboten erscheint, mit dem Streustroh sparsamer umzugehen. Wenn gleich die sogenannte Matrasenstreue für den Fohlenstall mancherlei Vorzüge besitzt, so muß doch andererseits zugegeben werden, daß die Strohstreue auch hier — wie im Stalle für ältere Felle — von großem Nutzen und oft besser als jene sein kann. Bei der letzteren wird die Luft im Pferdealle in der Regel reiner zu halten sein als bei der Matrasenstreue; der Harn kann leichter ablaufen und die Entwidlung von Ammoniak und Kohlenäure wird daher weniger bemerkbar. Wenn man im Fohlenstalle die Matrasenstreue dennoch in Anwendung bringen will, so muß alldiebstündlich mindestens einmal Urns auf die Streu geworfen werden.

Sodennfalls muß der Raum, in welchem man die Abfallstollen unterbringen will, geräumig, hell, warm, und möglichst reich mit Stroh ausgestattet werden. — Die meisten Fohlenzüchter erklären, daß unter keinen Umständen ein abgekochtes Fohlen, überhaupt ein Fohlen im ersten Lebensjahre angebanden werden darf. — Der Stall für junge Felle muß so geräumig sein, daß sie sich in denselben möglichst frei und ungenirt bewegen können. — Wenn die zweijährigen Felle zum

ist nur durch das Portal von 1488 bemerkenswerth, das ganz im Stile des Schlosses ornamentirt und mit einer Renaissance-Thür aus Tannenholz versehen ist, welche D. Waldbach Brunner 1601 geschnitten hat. Das große, barocke Schloß an derselben ist ein Meisterstück damaliger

Schlosserei. Der Eingang in die Sakristei oder in die alte Sitzkapelle ist mit einer eisernen Thür verschlossen, welche mit Eisenblech bedeckt und mit eisernen Ketten gesichert ist.

(Schluß folgt.)

Der Duran, ein Dämon der Stürme.

Von Friedr. Wilh. Groß.

In guter alter Zeit, als noch die Völker der nordasiatischen und osteuropäischen Steppen in ihren monotonen innerweltlichen Geistesleben und in Freuden lebten, — so erzählt eine dortige Sage — da kam von dem Rücken der Welt, den Felsenflüssen des Himalaj oder des Himalaya-Gebirges, ein Dämon in der Gestalt eines schwarzen Reiters herab, der viel Unheil und Herzeleid über das Land brachte. Niemand wußte so recht zu sagen, von wo er kam und welcher Zeit oder welchem Stamme er angehörte. Viele Leute, die er gar nicht gekommen, sondern er sei entwandt. Alle Leute wollen behaupten, daß er auch jetzt noch zuweilen auftauche und dann unter furchtbarem Getöse mit seinem windspinneln schwarzen Reize durch die Steppen jage, Reiz, und Rinderherden vernichte und ganze Schaafherden in das Aralmeer treibe.

Wenn man über diese düstere und bedeutsame Sage der nordasiatischen Wanderer etwas nachdenkt, möchte man unwillkürlich auf den Gedanken geraten, daß man damit den Dämon der Polarstürme — den viel genannten Duran — habe allegorisch oder personifizirt wollen, und man wird in die Zeit der Mythologie zurück verlegt.

Neben dem Dämon der Stürme, dem Teufel, giebt es wohl keine Elementargeist, die so viel Unheil anrichtet wie der Duran in den Polarregionen und den östlichen Steppen. Alle unsere verunglückten Expeditionen zur Erforschung des Nordpols sind — so weit sie nicht von Eisbergen im arktischen Meere erdrückt wurden — den alles erfarrtenen Schneestürmen zum Opfer gefallen, und ganze Viehherden — namentlich Schaafherden von vielen Tausenden — sind in den Kirgisiensteppen von diesem Duran verschlungen worden.

Obgleich aber fast alle Reisende in ihren Berichten über die Furchtbarkeit und Gefährlichkeit dieser Schneestürme übereinstimmen, so ist gleichwohl nicht zu leugnen, daß durch solche Schilderungen auch Vorstellungen erzeugt werden, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Es liegt das einfach daran, daß viele Forscher sich entweder nur auf ihren Schiffen im Eismeer befanden oder so flüchtig das Land durchzogen, daß sie keine Gelegenheiten fanden, um genaue Studien über die meteorologischen Eigenheiten und die Charakteristik der Durane anstellen zu können. Man wußte nur zu sagen, was man als Neuling einmal erlebte, allein, um solche Naturerscheinungen genügend kennen zu lernen, erfordert es nicht nur eine jahrelange Beobachtung derselben, sondern auch einen längeren Verkehr mit den Bewohnern des Nordens.

Schon der Umstand, daß Unglücksfälle wie die genannten unter den Eingeborenen beinahe gar nicht oder doch nur sehr selten vorkommen, und daß alle Nordpolfahrer sich auf ihren Expeditionen mit Vorliebe mit weterkundigen Eskimos etc. zu umgeben pflegen, läßt uns vermuthen, daß es in vielen Fällen doch möglich ist, zum guten Theil wegzulassen, die Gefahren zu umgehen, die dem Ueingegebenen im Norden gerade auf Schritt und Tritt begegnen, wie in den Tropen, wo der Fremde jeden Augenblick in die Rage kommt, den verschiedensten Zufällen zu erliegen.

Diese Möglichkeit, sich zu schützen, ist in der That gegeben und erklärt uns die verhältnißmäßig wenig zahlreichen Unfälle, welche die Bewohner des Nordens durch Witterungsbilder zum Opfer fallen. Gleichwohl ist es dageswegen, daß ganze Arbeitstrümpfe, die sich von den Bergwerken auf den Heimweg begaben, vom Duran überrascht wurden und sämmtlich unterliefen. Es ist mir ferner vorgekommen, daß der Geistliche meines eigenen Wohnortes, in Begriff mit seinem Diakon und kirchendiener auf den nächsten Bezirk (Wodmerath) zu fahren, vom Duran ereilt, hinter seinem Wagen den Tod fand, obgleich er sich nur einige Hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt hatte. Aus den Mittheilungen des überlebenden Diakon hatte man erfahren, daß man vergeblich bemüht gewesen war, das in der Nähe liegende Gehöft wieder zu er-

reichen. Man fand den Geistlichen, als der Duran vorüber war, neben dem Schiffen knieend und mit zum Gebet gefalteten Händen im Schnee entsezt vor, nicht weit davon auch den kirchendiener.

Allein im ganzen sind das doch Ausnahmen, die sich dort nicht öfter ereignen als bei uns im Winter, wo derartige Schneestürme seit unendlichen Zeiten nicht mehr zu wehen pflegen und Unglücksfälle gewöhnlich durch eigenes Verschulden herbeigeführt werden. Das tragische Ende mancher unserer Nordpol-Expeditionen läßt sich vielfach auf ähnliche Unvorsichtigkeiten zurückführen.

Es ist allgemein bekannt, daß man im Wasser ertrinkt und im Feuer verbrannt, und es kann ebensovienig auffallen, wenn ähnliche Folgen eintreten, sobald man sich mit Tollkühnheit den Wettern entgegenwirft. Selbst die Mitglieder der österreichischen Nordpol-Expedition theilen uns die Art und Weise mit, wie man Fahrten zur Erforschung des Landes nach dem Norden unternahm, was mit solcher Leichtfertigkeit und Unbedenkenheit geschah, daß wir jetzt, wo wir fähler darüber nachdenken, bei aller Theilnahme, die wir den tüchtigen Entdeckern von Franz Josephs Land zollen, uns doch wundern müssen, daß dieselben zu ihrem Schiffe zurückgekehrt sind. In Wahrheit war das auch — wie man selbst behaupten mag — mehr einem glücklichen Zufall als dem Muth der Vetheiligten zuzuschreiben, da nicht einmal die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden waren.

Der persönliche Muth — so anerkennenswerth derselbe auch ist — reicht daher doch unter solchen Umständen nicht aus. Ohne die notwendige Erfahrung wird die Folge davon sein, daß man Gefahren sieht, wo keine vorhanden sind und daß man in dieselben hineinläuft, ohne sie zu sehen, wie das z. B. bei Baber der Fall war, der auf seiner Expedition in das Land plötzlich in einer Gletscherpalte versank und nur durch einen glücklichen Zufall und nach größter Anstrengung wieder gerettet wurde. Besser als durch dieses Beispiel kann unsere obige Bemerkung gar nicht behäftigt werden.

Auch auf der Fahrt während des Durans pflegt es sich ganz genau eben so zu verhalten. Der Selbsthaltungstrieb ist es in solchen Momenten, der dem Reisenden die Besonnenheit raubt und ihn zur Nicht achtet, ohne daß er überlegt, daß es in derartigen Fällen keine Flucht giebt. Es wäre nur ein zielloses Jagen und Hegen, wodurch gerade das Unglück beschleunigt würde, das man vermeiden will. Man flüchtet so lange, bis man nicht mehr flüchten kann und dem Dämon in die Arme fällt. Der weterkundige Eingeborene wird sich freilich ebenso selten von dem Duran überraschen lassen wie der Seemann auf hoher See vom Teufel, weil er schon die vorausgehenden Symptome beobachtet und seine Segel reffen läßt, ehe der Fremde begangen wird der Duran ganz plötzlich eintreten. Ein Puff und noch einer — viellecht auch noch ein dritter und vierter — wie von abgeschlossenen Windbölen herüber — lassen sich hören, und dann wie auf dieses Signal brechen die Wetterfurchen hervor und beginnen ihren tollen Unfluth.

Kann weis man recht, was vorgeht, so schnell verwanbelt sich Alles, — Mit der bedrückenden — fast wüthendsten Schönheit der Gefühle — wenn auch etwas monotonen — Schneewüste und der zanderhaften Mondschneelandschaft ist es im Handumdrehen vorbei, und der stürmischmüthende blaue Himmel mit dem silber glänzenden Mond ist mit einmal verschwunden. Schnee wirbelt in die Luft, als ob der Duran mit einer ganzen Legion diabolischer Geister am Plage erioten wäre, die das weiße, sich weit und breit über die Erde ausbreitende Fieberhit anpfeifen und emporhoben. In einem Augenblicke fällt sich die Atmosphäre mit dichten Schneemassen, Himmel und Erde scheinen in Eins verschwommen zu sein,



und die noch vor wenigen Minuten entzückend schöne Umgebung ist ein Chaos des Schreckens geworden.

Von diesem Augenblick an ist absolut nichts mehr zu sehen. Wie während der gefährlichen Nebel auf dem Meere ist es unmöglich, nur noch auf fünf Schritte etwas zu erkennen. Die Pferde vor dem Schlitzen find in einem dichten Schleier gefüllt und verathen ihre Anwesenheit nur noch durch ihr Schnauben. Nicht viel mehr ist von dem Erdboden und noch weniger von dem Wege wahrzunehmen, welcher letztere von Schnee beschüttet fast augenblicklich verloren geht. Die Verwirrung ist eine totale, so daß man sich selbst wie von einer Wolke aufgenommen vorkommt, mit der man dahin zu treiben scheint, während Fußgänger in der Verwirrung der Besinnung des festen Bodens mit der Schneewolke ein Gefühl haben, als ob sie mit den Füßen in der Luft arbeiteten.

Windstöße folgen auf Windstöße und Puff folgt auf Puff, als ob die ganze Natur in Aufruhr begriffen wäre und alle Elemente mit einander im Krieg lägen und sich gegenseitig mit Katastrophen bombardierten. Ganze Schneelawinen, die vom Sturm gewirbelt werden, wälzen sich mit mehr als Dampfgeschwindigkeit über die Ebene und schütten sich über Gefährter und Menschen, alles mit Tod und Verderben bedrohend. Mächtige Windböen werden krummbögen Schneeflächen oder Pyramiden empor und tanzen und fegen nach allen Richtungen davon oder treiben in spiralförmigen Umdrehungen blitzschnell kreuz und quer unter einander. Am Tage wie in einer Mondlandschaft ist es nicht hell und nicht dunkel, sondern es herrscht ein Halbmond von thongelber Farbe und solcher Dichtigkeit, daß man den auf dem Wege sitzenden Ausfucher nicht bemerken kann, geschweige denn andere Dinge. Es scheint auch nicht nur ein Sturm sondern viele Stürme zugleich zu sein, die da ringsumher donnern und wüthen.

Daß man in solchen Momenten Angst auslöst, und der Gedanke, sich zu retten, jedem lebenden Geschöpfe sich aufzwingt, ist wohl natürlich, denn das Denken und Toben hört sich entsetzlich an. Die ganze Erde erzittert wie von der Kanonade eines fernem Artilleriegeschlechtes, in welches das erzerrte Geschrei des Höllesterren hinein tönt. Dabei ist die staubfeine Schneemasse — die wie Mehl durch die kleinsten, dem Auge kaum wahrnehmbaren Ritzen und Fugen dringt — verort empfindlich feinf, daß sie wie glühende Asche auf der Haut brennt; abgesehen davon, daß sie infolge der Festigkeit, mit welcher sie fortgeschleudert wird, ein Dessen der Augen verblüdet und sich in Ohren- und Nasenöffnungen Eingang verschafft.

Allein — der Sturm ganz getreu zu schildern, dürfte wohl kaum gelingen, denn um das Trommeln und Brausen, Pfeifen und Trommeten des Fernenabbaßes in allen Dimensionen wiederzugeben, müßte man schon Wagner'sche Instrumental-Musik zuhilfe nehmen und Kanonen dabei verwenden. Zum Glück ist es aber eine alte Regel, daß die Wetterfuxen um so schneller erminnen, je wüthender sich dieselben geben und fast ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen waren. Man kann ziemlich sicher darauf rechnen, daß sie nicht über zwei Stunden das tolle Spiel fortsetzen, obgleich es vorkommt, daß der Sturm auch bis sechs Stunden anhält; in welchem letzteren Fall derselbe jedoch auch meist nicht mit solcher Festigkeit aufzutreten pflegt, wie sie oben geschildert worden ist.

Da nun aber in solchen kritischen Augenblicken weder von einer Bahn noch von dem Verfolgen einer Himmelsrichtung die Rede sein kann, auch die Pferde ohne festen Grund unter den Füßen bis in den Leib im Schnee versinken und bald erschöpft liegen bleiben würden, so wäre es thöricht, der Gefahr entlaufen und die Fahrt bis zum Aussterben fortsetzen zu wollen. Am besten habe ich es immer gefunden, an Ort

und Stelle stehen zu bleiben, die Pferde (ausgespannt) an der gebundenen Seite des Fahrzeugs etwas gegen den Sturm zu schützen und sich selbst in den weiterverdrängten und mit Rissen und Felzen ausgefüllten Schlitzen zurückziehen, um das Ende des Wetzlers abzuwarten. Gewöhnlich hat man nicht allzulange in dieser Situation auszuhalten und man kann dann, wenn man sich orientirt hat, wieder weiter fahren.

Nur in einem Falle würde der Versuch zu flüchtigen selbstverständlich zu billigen sein, nämlich wenn Aussicht vorhanden ist, einen in der Nähe liegenden Zufluchtsort wirklich zu erreichen, wie zum Beispiel in der Nachbarschaft von Dörfern oder Bergwerken, wo vielfach während des Wutens die Sturmgloden anfliegen, um etwaigen in der Umgebung verirrten Reisenden als Signal zu dienen, wohin sie ihre Richtung zu nehmen haben. Der Skiosität wegen verdient erwähnt zu werden, daß der Wächter, dem dieses Amt des Wäutens obliegt, sehr häufig den Sturm das Gesicht selbst bezeugen läßt. Praktisch und bequem aber — auch erfunderlich — wie der Mann ist, befestigt er ein Bretchen an dem Schlägel und hat jetzt nicht nur den Vorteil, daß die Glode vom Winde geläutert wird und er dieser Weise überoben ist, sondern er erhält auch dadurch einen ziemlich zuverlässigen Gradmesser über die Stärke, Geschwindigkeit und Abnahme des Sturmes. Allmählig wird das Geräusch weniger heftig, dann schwächer und schwächer und zuletzt reißt der Schlägel nur noch die Glodenwände, die wie Metallkugeln gänzlich hinwegfallen.

Mit dem Sturm ist es vorbei! — Die eisigsten und lärmenden Wetterfuxen sind wieder in ihre Höhlen gerahen, daß man nicht weiß, wo sie mit einemmale geblieben sind, und blauer — tief blauer Aether wälzt sich vor und hinter der gleich einem See wellig gekrauselten Fläche der weiten Landschaft. Wenn es Nacht ist, widersprüchlich die himmelreue Sterne von neuem in dem blendend weißen Schnee wie in einem Wasserspiegel, und wenn es Tag ist, schillert der unendliche Raum im Sonnenlicht, als glühme berlebe über und über von Funken- und Brillantfeuer.

Allein, wenn man jetzt in die verklärte Landschaft hinausblickt, welche merkwürdige Verwandlung ist da in derselben vorgegangen? — Die ganze Scenerie erscheint nach diesem Teufelstanz in völlig veränderten Charakter. Wie von den Windböen aufgebläht sieht man Pyramiden, Grotten, Ruinen, Klippen und malerische Schluchten von Schnee, die vorher nicht da waren, und solche, die man früher sah, sind spurlos verschwunden. Bäume sind in heißen, Büsche in Felte und Kuppen oder in andere märchenhafte Gebilde, kleine Wäldchen in Hütern, Nischen und Laubengänge oder Baldachine, und Büsche in reizende Höhlen und Höhlgänge umgestaltet worden.

Freilich dauert diese Zauberwelt nicht lange, vielleicht nicht länger als einen Tag oder eine noch kürzere Zeit, denn in der Jahreszeit der Wutane — namentlich im November und Februar — wo gewöhnlich allmählich ein Schneesturm einzutreten pflegt, wird die ganze Herrlichkeit schon wieder in den nächsten vierundzwanzig Stunden zerstört. Eine neue ebenso phantastische Schöpfung aus Trümmern, bizarren Felsen, zackigen Klippen, Taraxaken und Gängen, sowie außerdem anderen romantischen und grotesken Gebilden tritt allmählich an die Stelle der vorigen, die aber auch von feiner längeren Dauer ist. Es ist nur eine Welt des Augenblicks und der Jahre für wenige Stunden, bis in der nächsten Nacht der Teufelstanz wieder losgeht und die Regeln der Natur wieder aus allen Registern blasen, um dasselbe Spiel immer und immer zu wiederholen und ein an Wundbarkeit und Schönheit gleich unübertreffliches Wintermärchen zu schaffen. Daß in der ebenen Fläche solche Naturauftritte jedoch weit seltener vorkommen, als in unebenen und durchbrochenen Gegenden, braucht kaum gesagt zu werden.

Ans dem Waldleben.

Neue Folge.

Am Dienstag im Forsthaus Höllebach.

Drinnen im Stübchen des Forsthauses Höllebach war es am Dienstag in der Nachmittagsstunde recht gemüthlich. Die Frau Förster Dilow mußte durch Fleiß und Sauberkeit ein Wohlbehagen

zu schaffen, das den Neigungen ihres Gatten gar sehr entsprach. Sie dachte an alles, sorgte für alles und bildete es sogar, daß des Mannes Knecht, ein frei im Zimmer liegendes Rothschädelchen, überall Zeichen seines Daseins hinterließ. Es war ein gutartiges Vögelchen, welches sich bald auf

oes Försters Schutler, bald auf den Rand des Milchtopfens setzte, welches neben dem Stübchen auf dem Kofleebrette stand. Hier wickte es die fetze Haut von der Sähne, guckte mit den schwarzen Korallenaugen munter nach dem Förster hinüber und wippte mit dem Schwänzgen. Eine solche Blöde warm und hell durch die blaugespänten Fensterscheiben, aber eine verspätete Fliege um Appetitlosigkeit konnte das Rothschädelchen dennoch nicht erheben, weil Frau Dilow diese zudringlichen Gäste mit allen Mitteln verjagte, um ihrem Gatten ungekörte Mühe zu verschaffen. Es gab bei ihr derartige geflügelte Quälgeister nicht mehr — nicht eine.

Herr Reichau saß im Sorgenstuhle, der Sonnenstrahlen wegen mit dem Rücken dem Fenster zugewandt, und las in einem Buche. Es war der erste Theil des „Waldlebens“, in welchem die Figur des Herrn Stanz sein besonderes Interesse fesselte.

„S ist doch ein eingekleideter, großhüftiger, aufgeblähter Groß, dieser Stanz!“ murmelte er, bemerkend, daß Dilow nicht mehr schlief.

„Ein lächerlicher Patron!“

„Ja! — ein lächerlicher Patron!“ wiederholte Dilow, und gähnte.

„Und daß es wirklich solche Menschen giebt,“ räsönirte Reichau weiter, „die noch obenredend ihr Ohr Glück machen und verrosteten Wämmern im Wege stehen, wie dieser Stanz im Waldleben, der zuletzt gar noch eine reiche Frau bekommt — das ist eine Ungerechtigkeiteit des Schicksals. Von solchen Laffen sich in der Genuß der Vorgelesenen verdrängt zu sehen — ist schmadvoll!“ Er sprach diese letzten Worte in steigender Erregung. — „Nein! — dazu bin ich fest entschlossen!“

„Ja!“ fiel Dilow ein und gähnte abermals — „seht entschlossen!“

„Ich begreife nicht, wie es solche Narren in der Welt geben kann! — wahrhaftig, ich begreife es nicht!“ sagte Reichau, indem er sich eine Tasse Kaffee einrog.

Auch Dilow schien derselben Ansicht zu sein. Jedoch diesmal nickte er nur ein wenig mit dem Kopfe, ohne sich ganz zu erheben. Der halbblau sprach er: „Sä tränke auch noch eine Tasse Kaffee!“

Soll ich Ihnen eine eingießen?“ fragte dienstbesessenen Reichau, dessen Aufregung sich schon etwas gelegt hatte.

„Ich ja! — eingießen!“ — dankte höflich! — Wo mir meine Frau gießt!“ Die fatale Wirthschaft! Ueber diese vernachlässigte mich meine Frau oft recht sehr. Ich werde die ganze Wirthschaft verpacken, damit ich mehr Pflege haben kann.“

Langsam erhob er sich vom Sopha und trat ans Fenster. Die Strahlen der Sonne beleuchteten limmernd die Millionen kleiner Eistriffler, die an jedem Zweige, an jedem Halmchen wie Diamanten glänzten. Der kleine Dach vor dem Fenster plätscherte zwar noch munter: sein starkes Gefälle verhinderte bis jetzt das Erstarren zu Eis. Nur an den Rändern säumte der Frost das hüpfende Kind der Berge ein. Tauben und Spatzen badeten sich mit fröhlichem Flügelkluge an den flachen Stellen, so daß das Wasser um sie herum aufspritzte wie flüssiges glühendes Silber.

„Das Wetter scheint heute angenehm zu sein!“ sprach der Förster, indem er dem lustigen Spiele der badenden Vögel zusah. „Ein ganz passabler Wintertag heute!“ — Ich ginge gern ins Meier und sähe nach den Leuten im Holzschlage, wenn ich nur erst meinen Hund, den Badan, wieder hätte!“

„Der ohne Hund? Ein Jäger ohne Hund?“ — Nein! — Es ist wirklich arg von dem Friedrich und dem Naumann, daß sie meinen Badan so lange drüben behalten! — Laß sich wohl einer von ihnen fern? — Die Frau haben sie geschossen, ohne mir vorher zu melden, daß sie im Weiber säße. Ich selbst hätte bei unter solchen Umständen lieber getreten und die Ehre und das Vergnügen davon tragen können. Wäre selbst gar zu gern dabei gewesen! Die Jagdzeit liegt einem alten Jäger doch einmal im Blute. Ihnen doch auch, Herr Reichau?“ Dieser nickte mechanisch und las weiter.

Wichtig forchte der Förster hoch auf. War das nicht die Stimme seines Badan, die im Hofe so laut jankte? und doch wiederum vernahm er auch Worte seiner Gattin, die wegen der verbrochenen Eier nicht eben freundlich klangen und zwischen durch ein silberhelles Lachen.

„Fräulein Bonad!“ rief Reichau und schnekte, wie durch

einen elektrischen Strom berührt, in die Höhe. „Mein Himmel! heute ist Dienstag, und das konnte ich verpassen!“ Während er sich noch in aller Eile vor dem Spiegel das Haar büffelte, trat die Dienantte schon ins Zimmer.

„Fast hätte der Blick ihrer Augen ihn niedergebrennt, so zürnend bligten die bunten Augenlider ihn an. Und doch lag in diesem strafenden Blicke ein beschränkender Zauber, daß Reichau, um Verzeigung bittend, sich fast zu einem Fußfalle entschlossen hätte.“

Dabei hielt er das Buch noch in der Hand, bei dessen Erblicken sich zauberisch schnell Klotildens Weien änderte.

„Ich höre Sie wohl in Ihrem Studium?“ fragte sie, auf das Buch deutend.

„O nein! — keineswegs!“ — antwortete der Befragte, indem er das Buch auf das Fensterbrett legte.

„Das ist ja ein sehr moderner Einband!“ meinte Klotilde, das Buch betrachtend. „Gruß mit Goldopferung! wirklich sehr hübsch! In welcher Sprache ist es denn geschrieben?“

„Uebersetzt blühte Reichau das Mädchen an. „In welcher Sprache?“ gegenfragte er erkannt, denn er verstand nur seine Muttersprache, die deutsche, — deutsch ist es geschrieben.“

„Deutsch?“ rief Klotilde, unglücklich den Kopf schüttelnd. „Ich habe wenigstens lateinisch, griechisch, hebräisch, oder wie das gelehrte Zeug sonst alles heißen mag.“

„Aber wie kommen Sie auf solche Vermuthung, mein Fräulein?“

„Ganz einfach! ganz natürlich!“ antwortete das Mädchen. „Meines Vaters altertümmliche Bücher sind nämlich in Sprachen geschrieben, die ich nicht verstehe. Ein ganzes Regal steht voll solcher in Schweinsleder gebundener Solianten, die ich täglich abstauben soll. Ist das nicht schrecklich? Solche alte Schatzkisten! Darum verzeihe ich es auch oft absichtlich! man sieht es nicht einmal ob sie staubig sind oder nicht. — Für den gelehrten Papa haben die Altertümmer großen Werth, weil sie die Brücke sind, um auf den Weg der Verwilttheit zu gelangen.“

Dier warf das Mädchen Herrn Reichau einen vielsagenden Blick zu. „Bitte, Herr Reichau! — ich bitte recht sehr, kommen Sie heute oft zu uns! und besuchen Sie — — meinen Papa!“

„Werde es mir zur Ehre schätzen!“ antwortete der so dringend Eingeladene etwas verdruckt, mit verbindlicher Verbeugung, wobei er sich nicht verjagen konnte, dem nichteingeladenen Naumann einen heraufberwerbenden Blick zuzuwerten.

Dieser sah es aber nicht so gleich. Er führte den Sprechenden den Rücken und trommelte an den Fensterscheiben, um das Lachen, dessen er kann noch Herr werden konnte, zu verbergen. Er fürchtete die Folgen seiner Melolenthaftigkeit, an die er bei seiner Wäutere allerdings nicht gedacht hatte. Um so mehr amüsierte er sich, daß Reichau, höchst geschmeichelt durch die Einladung, in solcher Ueberzeugung schmelzte. Der junge Mann mußte alle Fassung zusammennehmen, um die schwer errungene Ruhe einigermaßen zu bebaupten.

Zum Glück trat jetzt Frau Dilow mit einer umfangreichen Kanne voll frischgebrühten Kaffees ins Zimmer und holte, weil Besuch da war, — die guten vergoldeten Kaffeetassen aus dem Glasbraute. Während sie noch an den Tassen polirte, kam abermals das neuzeitige Rothschädelchen herbei geflattert und nahm in gepöhrter Weise seinen Platz auf dem Henkel des Sahnstöpschens ein.

O, du gelegnetes Vögelchen! du Retter in der Noth! dachte Naumann, der nun genügenden Vorwand hatte, seiner Vachjagd freien Lauf zu lassen.

Auch die anderen anwesenden Personen fanden die Nauchhaftigkeit des Rothbüchchens spaßhaft, an die viel geringerer Grade als Naumann, so daß Reichau Grund zu haben glaubte, den jüngeren Jäger, als seinen Untergebenen, auf das Ungehörige seines lauten Gelächers aufmerksam machen zu müssen.

„Wegen solcher Kleinigkeit so laut zu lachen, zeugt von Mangel an gesellschaftlichem Schick und ist unpassend!“ rügte der Herr Befreite.

„Unpassend! so unpassend!“ eröote Dilow. „Bitte, lassen Sie den Kaffee nicht kalt werden!“ bat Frau Dilow, vorichtig ein Gespräch abkneidend, das möglicherweise hätte unangenehm werden können.

Das unehuldige Rothschädelchen, welches harmlos die Semmeltrumen zwischen den Tassen aufspickte, jagte sie dabei unbarmherzig

